



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Kleinere Mitteilungen.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Es ist endlich noch ein anderer Punkt, über den Rußland sich jetzt zu äußern zögert. Die Vereinigung Bulgariens mit Ostrumelien verstieß gegen den Berliner Vertrag. Sie wurde dem Fürsten Alexander von einigen Mächten stillschweigend nachgesehen, aber niemals offen und bleibend gutgeheißen, weder von der Pforte noch von einer andern der Vertragsmächte. Wegen dieser Angelegenheit befindet sich Rußland in Verlegenheit. Das Ergebnis der Revolution von Philippopol war ein Schritt zurück nach den Bestimmungen des Friedens von San Stefano, der ein sehr ausgedehntes Bulgarien geschaffen hatte, und deshalb muß der Zar es schwer finden, ein Prinzip zu verdammen, außerdem aber würde er sich dadurch nicht bloß die Bulgaren, sondern auch die russischen Panlawisten entfremden. Indes muß er, wenn er sich auf die Legalität, das 1878 geschaffne Recht stützt, das seine Agenten verkündigen und als Richtschnur empfehlen, die Einverleibung Ostrumeliens in Bulgarien als Einbruch in die verbürgten Rechte des Sultans verurteilen. Dies ist ein weiterer Grund dafür, daß Rußland es vorziehen sollte, zu warten und es einstweilen mit Unterhandlungen zu versuchen, statt Krieg zu führen. Es giebt immer noch zahlreiche Bulgaren, die entweder aus Ueberzeugung oder aus Eigennutz Parteigänger Rußlands sind. Ein Umschwung der Dinge in Sofia ist jederzeit möglich, und in dieser Hoffnung kann der Zar sich mit seinen Ansprüchen gedulden.



Kleinere Mitteilungen.

Schulstreit in Oesterreich. Als im Herbst des Jahres 1886 Oesterreich durch die Ernennung des Dr. von Gautsch, des noch jugendlichen Direktors des Theresianums in Wien, zum Minister für Kultus und Unterricht überrascht wurde, gab eben seine Jugend zu allerlei mehr oder minder geistreichen Scherzen Anlaß, und ziemlich allgemein war die Auffassung, der Ministerpräsident habe nur einen Büreauvorstand, ein gehorsames Werkzeug für die Stelle gesucht. Doch zeigte sich bald, daß diejenigen Recht gehabt hatten, welche meinten, Graf Taaffe kenne im Gegenteil die Entschlossenheit und Thatkraft des Mannes, und habe ihn gerade wegen dieser Eigenschaften für einen Posten vorgeschlagen, auf welchem die Methode seiner Vorgänger, nach allen Seiten verklausulierte Versprechungen und halbe Zugeständnisse zu machen und auch „Fünf gerade sein zu lassen,“ die größte Verwirrung angerichtet hatte. Zuvörderst zeigte der neue Minister den festen Willen, die Disziplin, wo diese gelockert schien, wieder zu festigen, sowohl an Unterrichtsanstalten als auch in der Unterrichtsverwaltung, wo die Neigung, auf eigne Hand und zum persönlichen Ruhme „Unterrichtspolitik“ zu treiben, in anstößiger Weise hervorgetreten war. Und im weitem Verlaufe seiner Amtsführung bekundete er durchweg das Bestreben, gegenüber den zahllosen und mit einander nicht zu vereinigenden Anforderungen nationaler, konfessioneller und politischer Parteien den österreichischen Standpunkt, den Staatsgedanken zur Geltung zu bringen. Daß Oesterreich vor allem wieder Staatsmänner solcher Art nötig habe, war längst die Ueberzeugung aller nüchternen Patrioten gewesen, und sie mußten daher anerkennen, daß der Minister sich nicht scheute, rechts oder links oder in der Mitte

oder auf allen Seiten zugleich seine Popularität zu gefährden; sie mußten diese Haltung anerkennen, gleichviel, ob sie jeder Maßregel zustimmen konnten oder nicht.

Denn seit einem Vierteljahrhundert wird von allen Seiten an der Schule gezerzt, daß es ein Erbarmen ist. Nach dem Zusammenbruche des Absolutismus und vollends nach den kriegerischen Erfolgen der „Intelligenz“ des preussischen Volkes (über die man sich bis dahin gern spöttisch geäußert hatte) entstand allgemein der Ruf nach Unterrichtsreform. Es war eine höchst ehrenwerte Bewegung, in welcher der Bürger zunächst und bald auch der Bauer forderte, daß seine Kinder bessere Ausrüstung für das Leben erhalten sollten, als ihm selbst die vormärzliche oder die Konfordschule vermittelt hatte. Die Forderung stieß kaum auf Widerspruch, und die Bewegung hätte zu einem völlig befriedigenden Ziele führen können, wäre der herrschende Liberalismus weniger doktrinär vorgegangen. Er machte nicht allein dem erzwungenen Germanisieren ein Ende, sondern lieferte die Volksschule den Feinden des Deutschtums in der gemischten Bevölkerung aus, obwohl ihm die nun längst eingetretenen Folgen bestimmt vorausgesagt wurden; er wollte die grundverschiednen Bedingungen in Stadt und Dorf, in der Ebene und im Gebirge, in den durch die allgemeinen Verhältnisse vorgeschriebenen Berufsarten und Lebensstellungen, und was sonst einer schematischen Behandlung des niedern Unterrichts entgegensteht, nicht sehen; von dem Indifferentismus, der unseligen Frucht der josephinischen Periode, beherrscht, ließ er sich durch die unchristlichen Mächte in der Gesellschaft und in der Presse in die widerkirchliche Richtung drängen, welche auch den wohlwollenden Teil des Klerus zum Gegner machen mußte, dem Ultramontanismus die schärfsten Waffen in die Hand gab.

Durch die Vermehrung und Erweiterung der Schulen wurden den Gemeinden große Lasten auferlegt, umso schwerer, als man die Frage der Schulhygiene in derselben doktrinär-bürokratischen Weise lösen zu können meinte. Die Vorschriften über Raumverhältnisse, Beleuchtung, Heizung, Lüftung u. s. w., welche für die überfüllten Schulen in großen Städten sehr begründet sind, wurden auch in den Dörfern geltend gemacht, obgleich dort die Jugend nur wenige Stunden des Tages in die Lehrzimmer eingepfercht ist, die übrige Zeit aber bessere Luft atmet, als irgend eine Ventilationsvorrichtung den städtischen Kindern zuführen kann. Ja, mit Recht wird darüber Klage geführt, daß in den neuen „Schulpalästen“ die Kinder an mancherlei Bequemlichkeiten gewöhnt werden, welche das Elternhaus ihnen nicht gewährt, und deren Entbehrung gleich wieder einen Keim der Unzufriedenheit legt. Und so willig sich auch die meisten Gemeinden zu Opfern für die bessere Schulbildung entschlossen, hat doch die an nicht wenigen Orten eingetretene Verschuldung infolge der kostspieligen Bauten die Begeisterung für die gute Sache sehr abgekühlt.

Nun meldete sich das Bedürfnis einer Vermehrung der Mittelschulen. Am liebsten hätte jede Stadt ein Gymnasium, eine Realschule oder doch „wenigstens“ eine gewerbliche Fachschule erhalten, wenn eine Anstalt, welche zum Freiwilligenjahr berechtigt, unerreichbar blieb. Solchen Wünschen kam die Wahlpolitik zu Hilfe. Wählte man regierungsfreundlich, oder ließ der betreffende Abgeordnete mindestens in bestimmten Fragen dem Ministerium seine Unterstützung, so war das doch eines Lohnes wert, und wenn die Städte A, B, C eine höhere Schule bekommen hatten, warum nicht die eben so gut gesinnten D, E und F? warum sollten gerade deren Bürger genötigt sein, ihre Knaben, die auch „etwas besseres“ werden wollten, aus dem Hause zu thun? In den slawischen Gegenden wurde die Sache besonders schlau angefangen, man rief Anstalten auf städtische Kosten ins Leben, um dann zu erklären,

ihre Erhaltung übersteige die Kräfte des Ortes. Folglich war der Staat verpflichtet, sie zu übernehmen, und erkannte er diese Verpflichtung nicht an, so war das die schreiendste Ungerechtigkeit. Genug, eine Zeit lang regnete es höhere Schulen.

Bei so vielen höhern reichten selbstverständlich die „hohen“ nicht mehr aus. Vor allem durfte der nationale Jüngling nicht gezwungen werden, die Wissenschaft in dem verhassten Deutsch vortragen zu hören. Eine slovenische Universität fehlt freilich noch, dafür aber sind Lemberg und Krakau polonisiert, und Prag, wo sich das Deutschtum noch immer nicht ausrotten lassen will, hat wenigstens seine tschechische Universität neben der deutschen, seine tschechische technische Hochschule neben der deutschen. Für technische Bildung sind überhaupt, dem Zuge der Zeit gemäß, die allergrößten Anstrengungen gemacht worden, Oesterreich besitzt so viele wirkliche oder unter der Bezeichnung einer Staatsgewerbeschule verborgene technische Hochschulen, daß es die halbe Welt mit Ingenieuren, Architekten, Fabrikdirektoren u. s. w. versorgen könnte. Und in welchen Stellungen begegnet man schließlich solchen „absolvirten Hochschülern“ mitunter!

Diese Mißverhältnisse waren seit langem offenkundig. Aber wer mochte sich als Feind der Bildung in die Aht thun lassen? Minister Gautsch setzte sich dieser und auch der weitem Gefahr aus, es mit der Mehrheit des Reichsrates zu verderben. In einem Erlaß an die Statthalter nannte er eine Anzahl Mittelschulen, welche sich als überflüssig erwiesen haben und aufgehoben werden sollen. Darob ein Sturm der Entrüstung. Die Tschechen aber übertrieben die Sache so sehr, schrieten so ungeberdig über die Unterdrückung ihrer Nation, weil eben auf ihrer Seite am meisten überflüssige Anstalten gegründet worden waren, vermaßen sich so übermütig, diesen deutschen Minister hinwegzublasen, daß die von dem Erlaß betroffenen deutschen Städte es politisch fanden, ihre Schmerzen nur schüchtern zu äußern. Der tschechische Feldzug bot ein teils trauriges, teils lächerliches Schauspiel und ging aus „wie das Hornberger Schießen.“ Traurig war der Anblick, wie die bekannten jungtschechischen Demagogen das arme Volk verleiteten, sich durch Boten über die Notwendigkeit höherer Bildungsanstalten in jedem Neste lächerlich zu machen, lächerlich, wie die Altttschechen eine große parlamentarische Aktion ankündigten und sofort klein beigaben, als sie bemerkten, daß der Minister sich dadurch nicht einschüchtern ließ und ihnen auch nicht geopfert werden sollte.

Somit ist ein guter Schritt gethan, dem mit der Zeit andre werden folgen müssen. Es ist nun endlich einmal ausgesprochen, daß wirklich — was der banale Liberalismus nicht einsehen oder nicht eingestehen will — auch auf diesem Gebiete des Guten zuviel geschehen kann, zuviel nicht allein mit Rücksicht auf die Staatsfinanzen. Die erklärte Absicht ist, die Jugend wieder mehr andern als den sogenannten gelehrten Berufsarten zuzuführen. Daß dies Ziel durch Verminderung der gelehrten Schulen noch nicht erreicht werden wird, daß auch in Handel, Industrie und Landwirtschaft bereits Ueberfluß an jungen Leuten besteht, welche ihre „höhere“ Bildung angemessen verwerten möchten, das sieht man ohne Zweifel auch im Ministerium ein. Das Zurückschrauben ist immer eine schwierige und langwierige Arbeit, zumal in Zeiten, wo die Halbbildung überall dreinredet, und mit dem Worte Reaktion auch Personen sich schrecken lassen, welchen man etwas politischen Verstand zutrauen möchte.

Raum waren diese Gewitterwolken vorübergezogen, ohne zu zünden, als der Minister mit einem Vorschlage zur Reform der Disziplin auf Universitäten ein neues Unwetter heraufbeschwor. Ob er ganz aus eigenem Antriebe gehandelt habe, kann wohl in Frage gestellt werden; auf jeden Fall zog er diesmal den kürzern

und mag sich damit trösten, daß schon andre sich an der harten Nuß der akademischen Freiheit die Zähne abgestumpft haben. Es gab zwei hitzige Schlachtstage im Parlament mit viel Verschwendung groben Geschützes, dann ging der Entwurf an eine Kommission und wird da vermutlich in Vergessenheit geraten, da allgemein anerkannt wird, daß, abgesehen von sonstigen Bedenken, schwerlich ein Professor sich zu den ihm zugemuteten Polizeidiensten hergeben würde. Merkwürdigerweise hatten Zeitungen, welche sonst von keinerlei staatlicher „Bevormundung“ etwas hören wollen, diesen Versuch einer solchen in ihren Schutz genommen. Sie hätten es gern die ganze akademische Jugend entgelten lassen, daß diese von der Semitenfrage nicht unberührt geblieben ist, und, wie es schien, hofften sie aus dem Munde des Ministers einen Bannfluch gegen Studenten zu vernehmen, welche die Laune haben, nur mit Ariern in nähern Verkehr zu treten. Diesen Gefallen that der Minister jenen Organen nicht, er ließ es überhaupt bei allgemeinen Andeutungen der Beweggründe für seinen Schritt bewenden. Angeblich hält man eine strengere Zucht außerhalb der Hörsäle für geboten, weil in gewissen Verbindungen antidynastische Strömungen beobachtet worden sein sollen. Wenn das der Fall ist, so begreift sich, daß der Unterrichtsminister ihnen entgegen zu wirken wünscht. Aber man könnte hier das Wort Andrassy's anwenden, daß man nicht mit Kanonen nach Bögeln schießen dürfe. Die einstmals sehr große Partei, welche den Zerfall des österreichischen Staates für bevorstehend und im Interesse der Kultur und der Freiheit für wünschenswert hielt, kann gegenwärtig kaum noch einige Köpfe stark sein. Eine lebhaftere Hinneigung zu Deutschland machte sich in der Jugend zuerst 1866 bemerklich, und es waren keineswegs die schlechtesten Elemente, welche damals den Glauben — nicht so sehr an die Kraft als an den Willen — zu einer wahrhaften Erhebung des Reiches schwinden fühlten. Damals erfanden witzige Lohnschreiber das Wort „Preußenseuche,“ und man ängstigte den guten Bürger mit finstern Anschlägen Bismarck's. Solcher Albernheit schämt sich heutzutage jeder. Und wenn, wie behauptet wird, deutsche Studenten ihrer Begeisterung für das Deutschtum gelegentlich stürmischen Ausdruck geben, sich auch zu Unbesonnenheiten hinreißen lassen, an denen gewöhnlich ein vielgenannter Abgeordneter die Schuld tragen soll, so darf doch die Erwägung empfohlen werden, daß seit Jahren die deutsche Bevölkerung Oesterreichs mit sehr geringen Ausnahmen sich im Stande der Notwehr zu befinden glaubt (wie weit sie zu diesem Glauben berechtigt ist, bleibe hier ununtersucht), daß in der Jugend diese Empfindung naturgemäß lebhafter sein muß, und daß frühere Studentengeschlechter, welche man zu Hochverrätern zu stempeln geneigt war, weil sie die „Wacht am Rhein“ sangen, sich längst in den Grenzen ihres Vaterlandes und in dessen Anforderungen an seine Söhne zurechtgefunden haben. So wird es mit den Feuerköpfen von heute auch werden!

Und nun ist wieder die Volksschule an der Reihe. Fürst Liechtenstein, der Reißsporn der deutschen Rechten, will sie für den Alerus und den Föderalismus erobern, das letztere wäre den Tschechen schon recht, aber gegen die klerikale Richtung empört sich das Hussitenblut, Dienbacher wieder will die konfessionelle Schule bei Wahrung der zentralistischen Verwaltung, und nun wird allerorten resolvirt, demonstirt, petitionirt für und wider. Ueber das Thema wäre viel zu reden. Was bei der konfessionslosen Schule herauskommen kann, beweist der unlängst in Wien vorgekommene Fall, daß katholische Knaben von einem jüdischen Lehrer zur Beichte geführt wurden. Man erinnert sich dabei der Forderung eines aufgeklärten Gemeinderates, die Christusbilder seien aus den Schulen zu entfernen, weil sie die Gefühle andersgläubiger verletzten — in den Museen wollte er die Darstellungen

aus dem Neuen Testament vorläufig noch dulden. Wenn strenggläubige Eltern verlangen, daß ihre Kinder in der Volksschule keine Lehren empfangen, welche mit dem Bekenntnis im Widerspruch stehen, so sind sie, dünkt uns, dazu berechtigt. Ueberall ist in die Lehrerkreise allerlei halbverdautes Wissen, Brocken von Darwinismus, Schopenhauerscher Philosophie und radikalpolitischen Doktrinen eingedrungen und damit der Hochmut der Aufklärlinge gegen den gläubigen Geistlichen: man müßte es ein Wunder nennen, wenn Oesterreich allein vor dieser Erscheinung bewahrt geblieben wäre. Aber wie Fürst Liechtenstein darf man die Reform nicht angreifen. Wir sind in Oesterreich wirklich, wie Laube in einem Theaterstücke die Londoner malt, welche im Handumdrehen sich gegen ihren Liebling Essex wenden, weil ein Maueranschlag behauptet, er wolle die Dogmen der katholischen Maria wiederbringen. Mit dem Worte „konfessionelle Schule“ kann in den Städten und auf dem flachen Lande die ganze Bevölkerung in Aufruhr gebracht werden. Der unlösliche Widerspruch scheint nicht ausrottbar: man behauptet, ein guter Katholik zu sein, setzt sich aber gegen alles Katholische sofort in Opposition. Und so wird aller Wahrscheinlichkeit nach mit den übertriebenen Ansprüchen auch jeder Versuch, das Verbesserungsbedürftige an der „Menschule“ zu ändern, zurückgewiesen werden.

A la Tarascon. (Aus Südfrankreich.) En France tout le monde est un peu de Tarascon, sagt Alphonse Daudet. Das heißt: Jeder Franzose ist geneigt, das, was seine lebhafteste Einbildungskraft seiner Eitelkeit vorpiegelt, für unverbrüchliche Wahrheit zu halten. Daudet kennt seine Leute gut, und er hat ja seinen Helden Tartarin, dies Gemisch von Prahlucht, Wagehalftigkeit und Verzagttheit, nicht allein als Löwenjäger und Bergsteiger, sondern auch schon als Politiker, freilich unter dem Namen Koumestan, gezeichnet. Die Franzosen haben über diese Figur gelacht, mit Behagen die Züge Gambettas darin aufgesucht, das ist aber die ganze Wirkung. Und mehr würde der Dichter nicht erzielen, wenn er — was höchst unwahrscheinlich ist — es wagen sollte, Tartarin-Koumestan das Gebiet der auswärtigen Politik betreten zu lassen. Da gewähren die Franzosen ohne Unterschied der Parteistellung jederzeit das Bild einer aufgeregten Volksmenge, die jedes Gerücht ohne Kritik aufnimmt und weiter verbreitet, in der jeder die andern an Lärm und großen Worten und Drohungen gegen einen eingebildeten Feind zu überbieten sucht, und einen halbwegs Besonnenen als Verräter behandelt, die auch bereit ist, zu Thaten überzugehen, am liebsten zu einem Kampfe gegen Windmühlen, und die, wenn der Feind sich nicht entdecken läßt, mit dem Hochgefühl nach Hause geht, ihn nach hartem Ringen in die Flucht geschlagen zu haben.

Es wäre müßig, diese Wahrheit zu wiederholen, wenn sich nicht in Deutschland manche Leute in den Kopf gesetzt hätten, eben den einen Umstand nicht sehen zu wollen, daß die Masse an sich unschädlicher Schreier durch gegenseitige Erhizung zu den gefährlichsten Unternehmungen verleitet werden kann. Solchen durch Parteileidenschaft verblendeten Leuten muß man immer aufs neue ins Gedächtnis rufen, daß mindestens neun Zehntel aller Franzosen aus Tarasconesen in diesem Sinne bestehen, und das letzte Zehntel größtenteils aus Menschen, die mit diesem leichtgläubigen Volke ein frevelhaftes Spiel treiben, und andern, die nicht den Mut haben, sich dem Treiben entgegenzustellen. Hier nur einige Beispiele aus allerneuester Zeit, welche das Groß-Tarascon in seinem Verhältnis zur auswärtigen Politik charakterisieren.

Zu den Grenzboten ist bereits die Legende von der Unparteilichkeit in Ernest Lavisses Urteil über Deutschland berichtet worden. Derselbe Herr hat

unlängst einen Vortrag über die Entstehung des Militärstaates Preußen gehalten. Es wäre unbillig, ihn für all den geschichtlichen Unsinn verantwortlich zu machen, der ihm von unwissenden Berichterstattern, welche eingeständenermaßen zum ersten male etwas über dieses „hochinteressante“ Thema vernommen haben, in den Mund gelegt worden ist. Aber die Nutzenanwendung können diese ihm doch nicht gänzlich angegedichtet haben, und diese lief darauf hinaus, daß für den im siebzehnten Jahrhundert geschaffenen Staat Wissenschaft und Kunst bisher gar nicht vorhanden gewesen seien, daß er in allem, was Kultur heißt, um zwei Jahrhunderte zurück sei und kein andres Streben habe, als sich fort und fort durch Eroberungen zu vergrößern. Natürlich sind die Blätter sehr stolz, daß ihre Weisheit aus solchem Munde Bestätigung erhält.

Zu den Elässern, welche Deutschland nicht miterobert hat, gehört ein Herr Siebeder (ja den Accent nicht zu vergessen!), der unermülich die Sehnsucht seiner ehemaligen Landsleute besingt. In einer Marseiller Zeitung vom 12. Februar erzählte er folgende Räubergeschichte. Ein junger Elässer, dessen Vater für Frankreich optirt hat, geht, um sich der Militärpflicht zu entziehen, zu Verwandten im Elsaß. Als sein Oheim diesen Zusammenhang erfährt, packt er den Neffen bei der Gurgel, und fragt (nach einer langen, echt französisch-pathetischen Standrede) schäumend vor Wut die Anwesenden, ob er den elenden Vaterlandsverräter umbringen solle? Alle stimmen für den Tod. Nur ein edler commis voyageur, welcher den Elässern Cognac und Absinth, den Franzosen „Kirsch“ überbringt (also ein Wohlthäter von dem Schlage des Herrn Siebeder) legt sich ins Mittel, da die Tötung des Schuldigen das Verbrechen nicht ungeschehen machen könne. Man solle ihn den Preußen ausliefern, damit diese ihn über die Grenze zurückschicken. Nein, ruft der patriotische Oheim, auch in dieser Weise dürfen wir den Preußen nicht den Glauben beibringen, daß sie auf diesem Boden irgendeine von uns anerkannte Gewalt ausüben. Als Gezeichneter und Ausgestoßener soll er von Dorf zu Dorf gejagt werden, und endlich in Deutschland (zu dem das Elsaß bekanntlich nicht gehört!) come un crachat anlangen. Und so geschah es. Was aber war der Lohn des edeln Schnapsreisenden? Andern Tages brachten ihn zwei Gendarmen „auf seine Kosten“ über die Grenze! Und als ob die Geschichte noch nicht dumm genug erfunden wäre, läßt der Verfasser die Bauern in einem elsässischen Gebirgsdorfe sich im Wirtshause darnach erkundigen, was die Pariser Zeitungen über die Rede des Fürsten Bismarck sagen. Ob aber ein Leser das einfache Rechenexempel angestellt hat: am 11. Februar ist das Blatt gedruckt worden, am 10. der Aufsatz geschrieben, am 6. die Rede gehalten, am 8. etwas ausführlicher in Paris bekannt geworden — wann kann das Drama gespielt haben, wann dem Verfasser berichtet worden sein? Das Größte lassen sie sich aufbinden.

Nun ein Beitrag zu dem Kapitel von der Spionenriechei und Fremdenheze. Eine junge Deutsche, Tochter eines preußischen Offiziers (bekanntlich ist jeder deutsche Kellner heimlich Offizier, jedes Kinder mädchen eines solchen Tochter!) verläßt ihren Dienst in Grenoble, unmittelbar nachdem sie einen Brief mit — man denke — zweihundert Franks aus Deutschland erhalten hat, und ihr Liebhaber, ein französischer Unteroffizier, wird ihretwegen fahnenflüchtig. Wie viel an der Geschichte wahr sein mag, kümmert uns nicht. Sie wird aber unter dem Schlagworte l'Espionne erzählt, denn eine Spionin müsse ein Frauenzimmer genannt werden, welches, gewiß gegen glänzende Entschädigung, es übernommen habe, die französische Armee eines Unteroffiziers zu berauben, und jedermann könne daraus ersehen, wie bedenklich es sei — Deutsche zu beschäftigen. Das ist die Pointe.

Für den Augenblick macht das undankbare Italien dem barbarischen Deutschland beinahe den Rang streitig. Ein Schweizer erzählt mir folgendes charakteristische Erlebnis. An einer Wirtstafel in Nizza ergoß sich eine ihm bekannte, den höhern Gesellschaftskreisen angehörende Dame in bitteren Klagen über den Undank, welchen Frankreich für seine vielen Dienste von Italien ernte. Als er einwandte, Frankreich habe sich die Dienste nicht zu schlecht bezahlen lassen, fuhr sie auf, Frankreich und sich bezahlen lassen, seien zwei unvereinbare Begriffe. Die Frage, wann und unter welchen Verhältnissen denn gerade Nizza französisch geworden sei? brachte die Dame für einen Augenblick in Verlegenheit, der sie sich durch die hochmütige Entgegnung zu entziehen suchte, daß sei doch kein Preis für die Bombardei und Venedig. Was? Venedig nicht? Das sei ihr ganz neu. Und am nächsten Tage empfing sie meinen Gewährsmann triumphirend, sie habe doch Recht, Venedig sei von den Franzosen für die Italiener erobert worden, so stehe es in ihrem Buche. Dürfen wir uns wundern, wenn die Abtretung Veneziens an den Kaiser Napoleon in populären Geschichtsbüchern wie eine Eroberung dargestellt wird, da heutzutage kein Franzose es anders weiß, als daß sein friedfertiges Vaterland 1870 heimtückisch überfallen und durch zehnfache Uebermacht besiegt worden ist? Dürfen wir uns wundern, daß das — mit Respekt zu sagen — dumme Publikum sich angelegen sein läßt, die Bemerkung Bismarcks über die Stimmung Frankreichs gegen Italien von neuem zu begründen, wenn der Minister Flourens in Briançon so unglaublich alberne und nach der offiziellen Abschwächung immer noch höchst taktlose Reden führt?

Von dem Hass gegen Bismarck braucht gar nicht mehr geredet zu werden, auch von dem geringschätzigen, die Furcht schlecht verbergenden Tone nicht, durch welchen der Prinz Wilhelm ausgezeichnet wird. Die Sympathie aber, welche man dem Kronprinzen entgegenbringt, darf keineswegs in erster Linie als Ausfluß menschlichen Mitgefühls angesehen werden. Die verrückten Zeitungsschreiber würden kein Bedenken tragen, die Krankheit als Strafgericht für den Sieger von Weißenburg und Wörth zu erklären, hätten sie sich nicht, die bekannten Gesinnungen des Prinzen von Wales auf dessen Verwandte übertragend, ein Phantasiebild des Kronprinzen geschaffen. Er ist in ihren Augen ein begeisterter Franzosenfreund und wird, wenn er zur Regierung gelangt ist, sofort Frankreich die „geraubten“ Länder zurückgeben. Wie könnte er auch anders handeln, da so große Politiker wie Emilio Castelar und Bischof Freppel das verlangen! Ueber die Vorgänge in San Remo sind auch die französischen Blätter in der Regel besser unterrichtet als die deutschen, deren Mitteilungen mit dem Ableugnen oder Verschleiern von schließlich doch zugegebenen Thatfachen häufig den Eindruck machen, als ob die Rettung des ärztlichen Rufes des Sir Morell Mackenzie wichtiger sei als alles andre.

Die Rede des Reichskanzlers vom 6. Februar, die jedes deutsche Herz höher schlagen machte und wie ein Sonnenstrahl die Wolken des Zweifels und der Sorge zerriß, welche auf unserm Volke lasteten, ist nach dem amtlichen stenographischen Berichte in einem Sonderdrucke im Verlage von Puttkammer und Mühlbrecht in Berlin erschienen (Preis 50 Pfennige). Als Anhang ist der Wortlaut des Vertrages zwischen Deutschland und Oesterreich-Ungarn beigegeben. Wir machen unsre Leser auf dieses Heftchen ganz besonders aufmerksam.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.